

# ELiS\_e

[e'li:zə]

<Essener Linguistische Skripte – elektronisch>

*Wolfgang Heydrich*

**Normativität  
in der Sprachwissenschaft  
(Thesen)**

[elise@uni-essen.de](mailto:elise@uni-essen.de)  
<http://www.elise.uni-essen.de>

**Wolfgang Heydrich (Universität Hamburg)**  
**Normativität in der Sprachwissenschaft (Thesen)**

**I.**

Es besteht eine bemerkenswerte Diskrepanz zwischen

- (a) der *normativen* Orientierung einer langen Tradition der Grammatikschreibung und
- (b) dem *deskriptivistischen* Selbstverständnis, das sich die moderne Sprachwissenschaft zu Eigen gemacht hat.

Ad (a): Grammatikschreibung hat in der Neuzeit in Europa ihren wesentlichen Ort in der langen Geschichte der Herausbildung, Aufwertung und gesellschaftlichen Durchsetzung der europäischen Nationalsprachen. Noch heute ist das vorwissenschaftliche Verständnis von „Grammatik“ stark durch diese normative Tradition geprägt.

Es handelt sich historisch um einen Jahrhunderte währenden Prozess, der von verschiedenen politischen, pädagogischen, sozial-, kultur-, auch religionsgeschichtlichen Momenten geprägt war und den die gelehrte Thematisierung von Sprache normativ begleitet und beeinflusst hat. Bestimmend war das Verhältnis von Latein und Volkssprachen, das zunehmend eine neue Bewertung erfuhr, was schließlich zur gänzlichen Marginalisierung des Lateins führte. Man kann den Prozess geradezu als „Entdeckung der Volkssprachen“<sup>1</sup> fassen. Grammatikschreibung hat demnach historisch sehr viel mehr mit der Konstitution einzelner Sprachen – als Verkehrsmedien gesellschaftlicher Kommunikation im nationalen Rahmen – zu tun als mit ihrer angemessenen Beschreibung. Der rein deskriptive Ertrag der Geschichte der Grammatikschreibung (von ihren antiken Wurzeln und der *grammatica speculativa* der Modisten, über die rationalistischen Sprach- und Grammatiktheorien, die Sprachharmonien, die Darstellung außereuropäischer und exotischer Sprachen (vor allem zum Zwecke von Mission und Kolonialisierung) bis hin zu didaktischen, aufklärerischen und sprachpflegerischen Ansätzen bis

---

<sup>1</sup> Vgl. Jürgen Trabant (1990): „Immer weniger als willkürliches Zeichen: Europäische Sprach-Semiotik von Dante bis Humboldt“. In: ders.: *Traditionen Humboldts*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.11-33.

hinein ins 19. Jahrhundert) war – wie bedeutend ihn die Historiographie der Sprachwissenschaft<sup>2</sup> auch veranschlagen mag – aufs Ganze gesehen eher ein Epiphänomen.

Die Etablierung von Standards der Schriftlichkeit spielte für das diesem Prozess zugrunde liegende normative Sprachverständnis eine zentrale Rolle; Buchdruck und Bibelübersetzung haben ihn entschieden beschleunigt. Das Zurückdrängen von Mehrsprachigkeit, die Vereinheitlichung von regionalen Varietäten und die Durchsetzung von Normen für Schriftlichkeit gingen Hand in Hand. Standardsprache ist zunächst und vor allem Schriftsprache.

Sprachliche Homogenität war das (zumindest implizite) *telos* der Entwicklung.

Ad (b): Für die moderne, vom Strukturalismus (in seiner europäischen und amerikanischen Variante) geprägte Sprachwissenschaft ist Homogenität dagegen eine Idealisierung, eine methodisch *eingeführte Unterstellung*. Als Ausgangspunkt wird typischerweise (als Fiktion oder theoretische Größe) ein idealer Sprecher-Hörer in einer homogenen Sprachgemeinschaft angenommen. Erst im Anschluss an die systematische Beschreibung des ihm zugeschriebenen (impliziten) sprachlichen Wissens – und eigentlich gar nicht mehr im engeren Kontext der Sprachwissenschaft selbst – lässt sich das Problem der Verständigung verschiedener empirischer Sprecher-Hörer unter den Bedingungen sprachlicher Inhomogenität thematisieren. Ein für eine Sprache angenommenes kohärentes grammatisches System ist damit nicht mehr als projektives Ziel der mehr oder minder gelenkten Entwicklung eines *de facto* immer inhomogen strukturierten Verständigungsmediums aufzufassen, sondern wird methodisch vorausgesetzt. Ziel- und Ausgangspunkt finden sich gewissermaßen vertauscht. Der homogene Konvergenzpunkt der Standardisierung von Sprache wird methodisch als Voraussetzung ihrer empirischen Beschreibbarkeit fixiert.

Damit ist das normative *movens* der Geschichte der Grammatikschreibung still gestellt und der Weg frei für eine in ihrem Selbstverständnis wertfrei, wissenschaftlich und rein deskriptiv orientierte Grammatikkonzeption. *In puncto* dieses Wissenschaftsethos' konnte die strukturalistische und nach-strukturalistische Linguistik im Übrigen – über alle Brüche hinweg – sehr wohl an das Selbstverständnis schon der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts und mehr noch an das der Junggrammatiker anknüpfen. Seitdem die gelehrte Beschäftigung mit Sprache, inklusive der Einzelsprachen und ihrer Grammatik, sich im 19. Jahrhundert als Wissenschaft konstituiert hat, sucht sie – freilich bis heute nicht unumstritten – eine methodologische Orientierung an den Wissenschaftsstandards der Naturwissenschaften.

<sup>2</sup> Vgl. etwa Andreas Gardt (1999): Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Berlin / New York: de Gruyter

## II.

Das geschilderte Verfahren eines methodischen Wegkürzens der normativen Wurzeln der Grammatiktradition hat in der Tat einen enormen Fortschritt an Adäquatheit und Tiefenschärfe erbracht.

Vor allem die Einsicht in die durchgängige Strukturabhängigkeit von sprachlichen Regularitäten auf allen Ebenen der Sprachbeschreibung stellt einen Gewinn dar, der sich erst in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts in einer die Disziplin grundsätzlich prägenden Weise durchgesetzt hat und der zu einem enorm vertieften Verständnis der grammatischen Organisiertheit natürlicher Sprachen führte. Dieser Fortschritt verdankt sich nicht zuletzt den Anleihen, die die moderne Sprachwissenschaft bei Disziplinen wie Logik, (analytischer) Sprachphilosophie sowie den Theorien formaler Sprachen, Automaten und rekursiver Funktionen genommen hat.

Die Möglichkeit der sprachwissenschaftlichen Erschließung dieser formalen Ressourcen ist nun aber ersichtlich gerade der oben geschilderten Strategie radikaler Idealisierung und der Einführung von starken Homogenitätsannahmen geschuldet.

Ohne mich anheischig machen zu wollen, in der hier gebotenen Kürze einen Einblick in moderne Grammatiktheorien zu geben, möchte ich an dieser Stelle das Prinzip der Strukturabhängigkeit sprachlicher Regularitäten anhand eines kleinen Beispiels aus der Syntax des Deutschen erläutern.

Betrachten wir den Objektsatz in (1)

(1) Maria sieht, dass zwei Frauen mit einem Laptop arbeiten.

Jenseits der im Rahmen der traditionellen Grammatik erhebbarer Phänomene (morphologische Formen, grammatische Beziehungen – wie Rektion und Kongruenz –, Beschränkungen der Wortstellungen etc.) lässt sich das Augenmerk darauf lenken, dass bei einer Äußerung von (1) zunächst offen bleibt, ob *mit einem Laptop* adverbial zu *arbeiten* oder attributiv zu *zwei Frauen* aufgefasst werden soll. Traditionell sind dies inhaltliche, rhetorisch-stilistische Möglichkeiten, die das Verständnis der Rede betreffen, nicht eigentlich das Netzwerk von in grammatischen Formen manifesten Bezügen. Eine alternative syntaktische Strukturierung (wie sie mit (1)(a) und (1)(b) angedeutet ist), die mit hierarchisch angeordneten Konstituenten arbeitet, wäre darum traditionell allenfalls als Illustration einer bloß pragmatisch bedingten Deutungsalternative in Betracht zu ziehen.

(1)(a)...., dass [{zwei Frauen} [{mit [einem Laptop]] arbeiten]]

(1)(b)...., dass [{[zwei Frauen] [mit [einem Laptop]]} arbeiten]

Man kann aber einsehen, dass die Alternative nicht bloß pragmatisch ist, sondern grammatisch manifeste syntaktische Strukturen betrifft.

Wenn man nämlich den Objektsatz in (1) in einen Hauptsatz verwandelt, muss das finite Verb an der zweiten Position stehen – d.h. hinter der sich schließenden geschweiften Klammer. In der (b)-Variante bleibt die Wortstellung dabei erhalten, während sie sich in der (a)-Variante verändert.

(2)(a) *Zwei Frauen arbeiten mit einem Laptop.*

(2)(b) *Zwei Frauen mit einem Laptop arbeiten.*

Den beiden Deutungsmöglichkeiten von (1) entsprechen also syntaktische Strukturen, in denen die erste Position tatsächlich von verschiedenen Konstituenten eingenommen wird – grad so wie das in (1)(a) und (b) durch die geschweiften Klammern dargestellt ist.

Weiterhin ersetze man in (1) *mit einem Laptop* zunächst durch ein betontes Fragepronomen *in situ*, wodurch (3) entsteht – vorstellbar etwa als Nachfrage auf eine Äußerung von (1).

(3) *Maria sieht, dass zwei Frauen wómit arbeiten?*

Auch für (3) ergibt sich die Deutungsalternative (a) vs. (b).

(3)(a) ..., dass [{zwei Frauen} [wómit arbeiten]]

(3)(b) ..., dass [{[zwei Frauen] wómit} arbeiten]

Wenn man nun aber die Voranstellung des Fragepronomens zur Bildung des indirekten Fragesatzes in (3) betrachtet, bemerkt man, dass nurmehr das (a)-Verständnis möglich ist.

(4) *Maria sieht, womit zwei Frauen arbeiten.*

Das indirekte Fragepronomen in (4) verweist also auf die Strukturposition von *wómit* entsprechend (3)(a), nicht aber entsprechend (3)(b). Dies kann man mit dem Notationsverfahren der Indizierung repräsentieren:

(4)(a) ..., womit<sub>i</sub> [{zwei Frauen} [t<sub>i</sub> arbeiten]]

(4)(b)\*..., womit<sub>i</sub> [{[zwei Frauen] t<sub>i</sub>} arbeiten]

Schließlich bemerkt man, dass (1) noch in einer zweiten Hinsicht mehrdeutig ist: das Zahlwort *zwei* kann den Skopus des Artikels *ein* einbetten (so dass dann von zwei Frauen die Rede ist, die je mit einem Laptop arbeiten) oder umgekehrt der Artikel den des Zahlworts (wonach es einen Laptop gibt, mit dem zwei Frauen arbeiten). Diese Mehrdeutigkeit ist von der ersten unabhängig. Eine Darstellung der vier Lesarten könnte so aussehen:

(5)(a) ..., dass [[zwei Frauen]<sub>i</sub>[[mit einem Laptop]<sub>j</sub>[[{t<sub>i</sub>}[t<sub>j</sub> arbeiten]]]]]

(5)(b) ..., dass [[zwei Frauen]<sub>i</sub>[[mit einem Laptop]<sub>j</sub>[[{t<sub>i</sub> t<sub>j</sub>} arbeiten]]]]]

(5)(a') ..., dass [[mit einem Laptop]<sub>j</sub>[[zwei Frauen]<sub>i</sub>[[{t<sub>i</sub>}[t<sub>j</sub> arbeiten]]]]]

(5)(b') ..., dass [[mit einem Laptop]<sub>j</sub>[[zwei Frauen]<sub>i</sub>[[{t<sub>i</sub> t<sub>j</sub>} arbeiten]]]]]

In (a') und (b') sind die Skopusverhältnisse in Abweichung von der linearen Reihenfolge von *zwei Frauen* und *mit dem Laptop* in (1) repräsentiert. Man mag argumentieren, hier lägen pragmatisch stark markierte Lesarten vor, die allenfalls in besonderem situativen Zusammenhang einschlägig werden, oder durch Betonung von *einem* forcierbar sind. Es handele sich hier somit gar nicht um eine Variation der syntaktischen Struktur selbst. Tatsächlich aber sind Skopuseinbettungen bereits in der syntaktischen Struktur von (1) verankert und lassen sich nicht als Effekt bloß pragmatischer Markierung auf-

fassen. Dies ergibt sich aus grammatischen Beschränkungen für den pronominalen Anschluss. In

- (6) *Maria sieht, dass zwei Frauen mit einem Laptop arbeiten. Er ist defekt.*

kann das Pronomen nur dann *einem Laptop* als Antezedenten haben, wenn der Artikel weiten Skopus hat (entsprechend Lesart (5)(a') oder (b')). Dieser Effekt ist unabhängig von situativen Faktoren und bedarf keiner markierenden Betonung. Wären die Skopusunterschiede in (1) rein pragmatischer Natur, *müsste* man pronominale Anschließbarkeit für beide Lesarten erwarten, ja präferiert für die pragmatisch weniger markierte Skopus-einbettung der Lesarten (5)(a) und (b).

Es soll hier nun nicht interessieren, in welcher Weise grammatische Theorien Strukturen wie die gerade angedeuteten im Einzelnen formal lizensieren. Auch der linguistisch eigentlich interessanten Frage nach einer Erklärung der mit (1) bis (6) dargestellten Fakten gehe ich nicht nach. Vielmehr halte ich fest: Die moderne Grammatikforschung, die im vergangenen Jahrhundert Anschluss an die Errungenschaften der formal-wissenschaftlichen Disziplinen gefunden hat, zeigt die grammatische Realität von Strukturen auf – gerade auch jenseits der traditionell in Betracht gezogenen sprachlichen Formbestände, Beziehungen und Stellungsmuster. Dadurch erschließt sie ein vertieftes Verständnis der grammatischen Organisation natürlicher Sprachen.

### III.

Die moderne Linguistik ist freilich mit den von ihr erzielten Fortschritten *in puncto* deskriptiver Adäquatheit keineswegs zufrieden. Seit Chomskys „Aspects of a Theory of Syntax“<sup>3</sup> wird ein weitergehender Anspruch geltend gemacht, nämlich der auf explanative Adäquatheit.

Von der Grammatik einer einzelnen natürlichen Sprache L wird nunmehr nicht nur gefordert, dass sie deren strukturelle Gegebenheiten in der einen oder anderen Weise angemessen und erschöpfend erfasst, sondern auch, dass sie dies in einer ganz bestimmten Weise tut. Nämlich so, dass deutlich wird, dass L eine Instanz der Gattung natürliche Sprache an sich ist. Es soll systematisch aufgezeigt werden, welche Eigenschaften L als natürliche Sprache mit allen anderen Einzelsprachen prinzipiell teilt und welche sie von ihren Schwestern speziell unterscheiden. Es gilt demnach, einzelsprachlich Idiosynkratisches vor dem Hintergrund eines universellen Rahmens zu verorten. Diesen Rahmen bietet die Universalgrammatik.

Dass die *prima facie* enorme Variationsbreite der grammatischen Organisation natürlicher Sprache sich im Kern – bei angemessener formaler Darstellung – letztlich als eher geringfügig, jedenfalls als strukturell oberflächlich herausstellen könnte und sich an einer beschränkten Anzahl von Parametern festmachen lässt, ist eine Hypothese, die weite Bereiche der grammatiktheoretischen Forschung der vergangenen Jahre inspiriert und geleitet hat. Sie kann sich auf die Tradition der rationalistischen Grammatiken des

<sup>3</sup> Noam Chomsky (1965): *Aspects of a Theory of Syntax*. Cambridge, Mass.: MIT Press

17. und 18. Jahrhunderts berufen, die ebenfalls einer universalistischen Perspektive verpflichtet waren.<sup>4</sup>

Mit zwei Einschränkungen allerdings: Zum einen ist die traditionelle Unterstellung, der zufolge das anhand der antiken Sprachen (vor allem Griechisch und Latein) entwickelte grammatische Kategoriensystem als universell zu gelten habe, unhaltbar geworden. Zum anderen steht kein apriorischer (transzendentaler) Zugang zur Universalgrammatik mehr zur Verfügung. Ob also der Universalismus in der Grammatiktheorie stimmt (und in welchem Maße), ist im 20. Jahrhundert eine durch und durch empirische Frage geworden.

Dass eine positive Antwort plausibel ist, dafür haben Chomsky und seine Anhänger eine Reihe starker Argumente vorgetragen, die wesentlich auf Fakten des Spracherwerbs rekurren. Dass Kinder ihre Muttersprache *quasi* anstrengungslos erwerben – in einer sehr kurzen Zeitspanne, weitgehend intelligenzunabhängig, im Wesentlichen unangeleitet und praktisch unbeeinflusst von Korrekturen und überhaupt ohne sogenannte negative Evidenz –, dafür erscheint als beste Erklärung, dass der Bereich potenzieller Resultate des Spracherwerbsprozesses von vornherein hochgradig restringiert ist. Universelle Beschränkungen für mögliche natürliche Sprachen müssen demnach sehr mächtig sein. In wesentlichen Zügen, insbesondere in tief liegenden Prinzipien ihrer grammatischen Struktur sind natürliche Sprachen demnach keineswegs kontingent, sondern könnten – wie die Dinge nun einmal empirisch liegen – gar nicht anders sein.

#### IV.

Die mit dem Postulat der Erklärungsadäquatheit verknüpfte These, in der Grammatiktheorie sei von einem universalgrammatischen Kern auszugehen und einzelsprachliche Grammatiken seien in detaillierender Spezialisierungen zu entwickeln, hat eine methodologische und eine nativistische Lesart.

Unter methodologischer Lesart liefert die These einen theoretischen Rahmen, mit dem sich Variation und Gemeinsamkeit natürlicher Sprachen (also die natürlichen Einzelsprachen und die natürliche Sprache als solche) einfach und systematisch aufeinander beziehen lassen und sie sichert die Einheitlichkeit des Gegenstandsbereichs der Sprachwissenschaft – indem sie etwa ein uniformes Bezugssystem für typologische Studien stiftet.

Der Nativismus geht weiter, indem er die Universalgrammatik nicht bloß als methodisch gebotenes Konstrukt der Theoriebildung ansieht, sondern als in der mentalen Ausstattung der (idealen) Sprecher-Hörer selbst verankert. Nicht nur gilt ihm zufolge, dass Spracherwerb nur deswegen möglich ist, weil natürliche Sprachen universellen Restriktionen unterliegen, sondern zugleich, dass natürliche Sprachen nur deswegen universellen Restriktionen unterliegen, weil die mentale Ausstattung der eine Sprache erwerbenden Sprecher-Hörer Beschränkungen allererst induziert. Die Universalgrammatik ist

---

<sup>4</sup> Andreas Gardt (1999), a.a.O., S. 203ff.

nach nativistischer Überzeugung nichts anderes als eine kognitive Struktur, die von einem neurophysiologischen Substrat getragen wird; sie ist genetisch bedingt. Damit wird die Sprachwissenschaft in letzter Instanz zu einem Gebiet die Biologie.

## V.

Die nativistisch konzipierte Linguistik begnügt sich nicht damit, den Anschluss an die, insbesondere auch von den Naturwissenschaften geteilten methodischen Standards von Wissenschaftlichkeit zu halten, sondern versteht die Sprachwissenschaft selbst als Naturwissenschaft: *biolinguistics*. Chomsky schreibt in einem neueren Artikel<sup>5</sup>:

I will assume [...] an approach to the study of language that takes the object of inquiry to be an internal property of persons, a subcomponent of (mostly) the brain that is dedicated specifically to language: the human „Faculty of Language“ [...]. A stronger thesis is that the biolinguistic approach has a kind of privileged status, in that every constructive approach to human language and its use presupposes it, or something similar, at least tacitly. That too seems to me tenable [.]

In ihrem wissenschaftlich ernst zu nehmenden Kern befasst sich das Studium natürlicher Sprachen nach Chomsky mit den biologischen Anteilen des Spracherwerbs. Man nimmt an, dass es ein klar abgrenzbares, intern stabiles, hauptsächlich neurophysiologisch geprägtes System gibt, einen Spracherwerbsmechanismus (*language acquisition device*), der – unter idealisierten Bedingungen betrachtet – bestimmte Umweltreize (*primary linguistic data*) auf Einzelsprachen abbildet, die als parametrisierte Prinzipiensysteme darstellbar sind.

Die oben angeführten Idealisierungen (Sprachliche Homogenität und idealer Sprecher-Hörer) sind dabei gerade nicht als kontrafaktische, aber methodisch gebotene, Annahmen aufzufassen, sondern erhalten eine realistische Deutung. Sie sind ihrem Status nach eher den idealen Gasen der Physik vergleichbar als den rationalen Agenten der Ökonomie. *Sprachliche Homogenität* besteht insofern, als – streng genommen – nur Idiolekte als mentale Eigenschaften einzelner Personen zu bestimmten Zeitpunkten betrachtet werden (d.h. internalisierte Grammatiken). *Ideal* sind Sprecher-Hörer, weil nur ihre rekursive Fähigkeit zur Koppelung konzeptueller und lautlicher Strukturen in einem klar umrissenen Bereich interessiert, der Zusammenhang aber dieser Kompetenz und ihre möglichen Interferenzen mit anderen kognitiven und emotionalen Fähigkeiten – insbesondere auch solchen der intersubjektiven Verständigung – ausgeklammert bleiben.

Chomsky ist sehr bewusst, wie stark damit sein Konzept von Sprache und Grammatik nicht nur von vorwissenschaftlichen Vorstellungen abweicht, sondern auch von der Begriffsbildung in anderen sprachbezogenen Disziplinen und sogar in angrenzenden Gebieten der Sprachwissenschaft selbst. Entsprechend seiner *stronger thesis* (siehe oben) liegt das nativistische Verständnis aber im Zentrum jeder ernsthaften wissen-

<sup>5</sup> Noam Chomsky (2001): „Beyond Explanatory Adequacy“. MIT, *Occasional Papers in Linguistics* 20, S. 1.



schaftlichen Bemühung um Sprache und wird von ihr *at least tacitly* vorausgesetzt. Chomsky diskutiert den Status von Idealisierungen daher nicht vor dem Hintergrund einer methodologischen vs. realistisch-nativistischen Deutung, sondern als Differenz des gewählten Gegenstandsbereichs: E-Sprache (externe, d.h. intersubjektiv geteilte Sprache) vs. I-Sprache (interne, d.h. intrasubjektive mentale Eigenschaft).

## VI.

David Lightfoot hat diesen Kontrast in etwas anderer Terminologie als einen zwischen biologischer und sozialer Konzeptualisierung von Grammatik gefasst<sup>6</sup>:

[Some] linguists use the term grammar to refer to [...] pedagogical tools, inventories of morphological properties of languages, and, in a common usage, descriptions of socially defined entities. On this [...] view of grammars, people speak of 'the grammar of French' or of some dialect of French to allude to an algorithm which supposedly characterizes some socially defined idea of French encompassing the language of Michel Platini, François Truffaut, Jacques Chirac, and many others. This view of grammars remains common among certain historical linguists. Grammars are taken to be devices which generate a corpus of sentences belonging to some socially or politically defined entity, not the knowledge of an individual person. Such algorithms, if they exist, would define the conventional idea of a language. Biological and social views of grammars are very different from each other. [...] There is nothing right or wrong about working with one or other notion, but there is a difference - a vast difference. Certain questions need to be dealt with at the level of an individual organism, and for certain purposes we can abstract away from individual variation and operate at a macroscopic level of aggregate species, societies, and languages.

Für den Nativisten Lightfoot ist klar, dass sich die primären (konkreten) Gegenstände der Linguistik auf dem *level of individual organisms* befindet, von wo der Weg der ableitenden Konstruktion auf den *level of aggregates* als sekundären Gegenstandsbereich führt. Seine Formulierung verdeckt freilich, dass das Verfahren des *abstract[ing] away from individual variation* recht verstanden gerade in die entgegengesetzte Richtung weist: weg von der Ebene sozialer Sprache als inhomogen strukturiertem, durch Variation bestimmtem Medium intersubjektiver Verständigung hin zur hypostasierten idiolektalen Varietät, in der nicht nur der historische Wandel sondern auch die dialektale, soziale, situative und registerbezogene Variation methodisch gleichsam auf einen ausdehnungslosen Punkt gestellt ist. Es ist wohl keineswegs von vornherein ausgemacht, ob der Begriff von Grammatik als *socially or politically defined entity* gegenüber dem der *biological grammar* der abgeleitete und abstraktere ist oder ob es sich nicht vielmehr gerade umgekehrt verhält.

---

<sup>6</sup> David Lightfoot (1999): *The Development of Language. Acquisition, Change, and Evolution*. Oxford: Blackwell, p. 42

Sicher hat Lightfoot Recht, Zweifel daran anzumelden, ob eine explanativ interessante algorithmische Bestimmung einer E-Sprache möglich ist, *which supposedly characterizes some socially defined idea of French encompassing the language of Michel Platini, François Truffaut, Jacques Chirac, and many others*. Trotz der bemerkenswerten Erfolge, den gerade in Frankreich seit 1635 die *Académie Française* bei ihren normativen Bemühungen um sprachliche Standardisierung aufzuweisen hat, stünde einer trennscharfen Bestimmung schon des Umfangs einer solchen Sprache nämlich allemal eine noch verbliebene erhebliche Inhomogenität und situative Variabilität entgegen. Wie oben betont, setzt die Verwendung algorithmischer Verfahren – bei aller Fruchtbarkeit bezüglich der deskriptiven Erhellung grammatischer Organisation – in ihrer Anwendung ja gerade Homogenität voraus.

Lightfoot lässt bemerkenswerter Weise die Möglichkeit unbeachtet, Homogenität rein methodologisch als Unterstellung einzuführen. Als Nativist sieht er Homogenität vielmehr naiv-realistisch: als biologisch verankert im *individual organism*.

## VII.

Es ist nun keineswegs meine Absicht, dem Nativismus als Forschungsprogramm irgend eine Berechtigung abzusprechen. Abgesehen davon, dass die theoretischen, deskriptiven und technischen Resultate, die in diesem Paradigma erzielt worden sind, säkular sind, bis heute Standards setzen und (insbesondere im Bereich von Syntax, Phonologie und Morphologie) *bench marks* definieren, an denen sich konkurrierende sprachwissenschaftliche Ansätze zu bewähren haben, handelt es sich hier schließlich um eine – wenn auch gewiss steile und von spekulativem Mut geprägte – *empirische* Hypothese, die ihre Fruchtbarkeit in letzter Instanz an den Fakten sprachlichen Verhaltens und sprachbezogener Einstellungen (Intuitionen) zu bewähren hat.

Es *könnte* also sehr wohl sein, dass unsere variablen sprachlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten, noch in ihren diffizilsten Verästelungen, letztlich nur unter Bezug auf ein in sich abgeschlossenes robustes kognitives Modul zu verstehen sind, das ein genetisch vorgegebener *language acquisition device* anhand von *primary linguistic data* ausprägt und das sodann innerpsychisch zur Anwendung für andere kognitive und verhaltenssteuernde Module zur Verfügung steht.

Es *könnte* freilich auch sein, dass unsere sprachlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten sich von Anbeginn im Kontext des Erwerbs sozialer Interaktion, von Selbst- und Fremdwahrnehmung, der Aneignung repräsentationaler Verfahren, von Greifen, Zeigen und Unterscheiden, von Ausdruck und Ausdruckswahrnehmung (gestisch, mimisch, mimetisch), von Aktion, Reaktion und Handlungsantizipation etc. entfalten und fortgesetzt verfeinern – also einerseits untrennbar verbunden sind mit der Entwicklung individueller Symbolverwendung allgemein und andererseits verwoben in die Teilnahme an den vielfältigen Formen sozialer Verständigung.

Handelt es sich bei dieser Alternative auch streng genommen um eher sprachpsychologische als linguistische Hypothesen *sensu stricto*, so wird doch ein Zusammenhang mit sprachwissenschaftlicher Forschung deutlich.

Zum einen: Forscher in der Tradition Chomskys neigen dazu, den Universalismus (die Forderung nach explanativ gehaltvoller Beschreibung von Einzelsprachen als parametrisierte Spezialisierungen universeller Prinzipien) schon begrifflich so eng mit dem Nativismus zu verknüpfen, dass ganz aus dem Blickfeld gerät, dass Universalismus möglich ist, auch wenn der Nativismus falsch wäre. Man versucht glauben zu machen, es stehe und fiele die universalistische Perspektive in der Sprachwissenschaft mit der Haltbarkeit der nativistischen Spracherwerbstheorie. Die ist m.E. falsch.

Zum anderen: Aus nativistischer Perspektive stellen sich eine Reihe vormals genuin sprachwissenschaftlicher Arbeitsgebiete als nunmehr marginalisierte Felder heraus, in denen es bloß um Sprach*verwendung*, d.h. die Anwendung impliziten sprachlichen Wissens im Zusammenspiel mit noch ganz anderen kognitiven Fähigkeiten und Fertigkeiten geht.

Von dieser Marginalisierung bedroht ist z.B. das doch noch weiland (im 19. Jahrhundert) die Disziplin fast vollständig prägende Gebiet der historischen Sprachwissenschaft und der Sprachgeschichte. Ein weites Feld der hier zu leistenden Forschung liegt unter nativistischer Perspektive nämlich außerhalb der Linguistik im engeren Sinne. Es ist sicher aussichtslos, ein auch nur annähernd vollständiges Bild des Sprachwandels in seinen sozialen, politischen, auch normativen und durch sprachplanerische Initiativen bedingten Zügen zeichnen wollen, solange man den Fokus der Beschreibungen auf Aspekte der parametrischen Variation und die Neuebelegung von Parametern im Prozess des Erstspracherwerbs im Wechsel der Generationen legt. – Zumindest umstritten ist auch, ob ein solches Vorgehen immerhin noch linguistisch wesentliche von arbiträren, kontingenten und marginalen Phänomenen des Sprachwandels zu scheiden vermag. – Und gänzlich im Dunkeln bleibt unter nativistischer Perspektive die Frage nach den Ursachen von Sprachwandel: Warum, wenn denn Sprache ein biologisches Organ ist (wie das visuelle System oder die Nase), verändert sie sich überhaupt, warum mitunter relativ schnell und nicht durchweg im eher gemächlichen Tempo der übrigen biologischen Evolution? Warum können kurzfristig greifende sprachplanerische Initiativen (vergleichbar mit Schönheitsoperationen an Nasen) über Generationen hinweg nachhaltig sein?

Ebenfalls von Marginalisierung betroffen ist ein weiteres Gebiet der gelehrten Beschäftigung mit Sprache, das bis ins 19. Jahrhundert hinein hohes Ansehen genoss und seitdem nur sporadisch noch als zentrales Feld der Sprachwissenschaft Beachtung gefunden hat, aber z.B. im Rahmen der normativen Ratgeberliteratur ein höchst lebendiges Dasein fristet. Gemeint ist das Feld der Stilistik und Rhetorik. (Die schlechte Presse, die sich diese Disziplinen im Rahmen der sich als Wissenschaft konstituierenden Sprachbetrachtung seit dem 19. Jahrhundert erworben haben, hängt natürlich mit deren dezidiert anti-normativem Selbstverständnis zusammen, das oben erläutert worden ist.) Chomsky

selbst hat die basalen Kompetenzen der *biological grammar* gegenüber den subtilen, in Nuancierung und feiner Abwägung sich bewährenden Aspekten der fortgeschrittenen Sprachempfindung und Sprachverwendung verglichen mit den robusten Zügen des visuellen Systems gegenüber der geschulten und hochdifferenzierten Wahrnehmungsfähigkeit von Kunstkennern.<sup>7</sup>

Es ist klar, dass eine eher an der zweiten der oben gegenübergestellten Hypothesen zum Spracherwerb orientierte sprachwissenschaftliche Betrachtungsweise stilistische Kompetenz nicht als bloß extradisziplinär zu behandelndes Anwendungsgebiet sprachlicher Kompetenz ansehen muss, sondern es als deren genuine Fortentwicklung und Entfaltung einzustufen vermag.

Als drittes Marginalisierungsbeispiel möchte ich im nächsten Abschnitt auf das Thema Schriftlichkeit und Orthographie zu sprechen kommen.

## VIII.

Ich habe oben darauf hingewiesen, dass die Entwicklung standardisierter Schriftlichkeit ein wichtiges Bestimmungsmoment im Prozess der Herausbildung der europäischen Nationalsprachen war, in der auch die normative Tradition der Grammatikschreibung für Volkssprachen und damit die Ursprünge und die Vorgeschichte des Studiums natürlicher Sprachen als Wissenschaft ihren Ort hatten. Grammatik und Orthographie waren Geschwister, und noch heute enthält der Grammatikduden einen Abschnitt zur Orthographie.<sup>8</sup>

Dass Schriftlichkeit und Mündlichkeit zwei grundsätzlich unabhängige Realisierungsformen von Sprache seien, die sich, systematisch gleichberechtigt, nach den Dimensionen von Medialität und Konzeptualität organisieren und einander beeinflussen, ist eine Position, die in der Sprachwissenschaft gerade in neuerer Zeit wieder verstärkt betont wird.<sup>9</sup> Die Perspektive, dass dabei Orthographie einen stark normativ geregelten Aspekt schriftlich realisierter Sprache ausmacht, dessen Erwerb Teilnahme an einer genuin sprachlichen Praxis ermöglicht und insofern zum Spracherwerb hinzugehört, schließt sich hier an.<sup>10</sup>

In den Ohren eines nativistisch eingestellten Sprachwissenschaftlers muss das befremdlich klingen. Für ihn ist Schrift nämlich ein grundsätzlich sekundäres Darstellungsmedium, das Sprachen an sich äußerlich bleibt. Schließlich sind Verschriftungssysteme geschichtlich vergleichsweise jungen Datums und für eine Vielzahl der existie-

<sup>7</sup> Noam Chomsky (1980): *Rules and Representations*. New York: Columbia University Press.

<sup>8</sup> DUDEN Band 4 (1998): *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. 6. neu bearbeitete Auflage, „Der Buchstabe und die Schriftstruktur des Wortes“, S. 54-84.

<sup>9</sup> Peter Koch & Wulf Oestereicher (1986): „Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte“. In: *Romanistisches Jahrbuch*, 36, S. 15-43.

<sup>10</sup> Vgl. Utz Maas (1992): *Grundzüge der deutschen Orthographie*. Tübingen: Niemeyer

renden Sprachen sind bis heute keine Schriftsysteme entwickelt (oder adaptiert) worden. Schrift ist also keineswegs notwendig für Sprache. Wechselwirkungen zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit, die bis hinein in den Bereich grammatischer Strukturen reichen, wird der Nativist entweder leugnen oder als marginale Phänomene abtun wollen. Natürlich wird er zugeben, dass der Erwerb von Schriftlichkeit (inklusive der Orthographie) ein Prozess ist, der internalisiertes sprachliches Wissen einbezieht, aber das trifft schließlich auch auf das Erlernen des Scrabble-Spiels zu oder das Lösen von Silben- und Kreuzworträtseln, ohne dass man hier von genuin sprachlichen Fähigkeiten sprechen wollte. Es spielt ja das kognitive Modul einer internalisierten Grammatik aus nativistischer Sicht für mancherlei Fertigkeiten in dem Sinne eine Rolle, dass sich Sprachliches involvierende Fähigkeiten in Interaktion mit internalisiertem sprachlichen Wissen, aber eben auch unter Einbezug noch ganz anderer kognitiver Module ausprägen. Man lernt, so wird der Nativist behaupten, die Orthographie seiner Muttersprache in gänzlich anderer Weise als ihre Grammatik. Jene, die Orthographie, sei schließlich das Produkt einer von historischen und sozialen Zufälligkeiten, auch Willkür und sprachpolitischen Kompromissen geprägten Entwicklung, ein linguistisches Pseudo-System, das allenfalls der *social grammar* angehört; diese hingegen, die Grammatik, verdanke sich (zumindest in ihrem Kernbestand) als *biological grammar* einem naturgesetzlich gesteuerten (wiewohl von äußeren Reizen angestoßenen) biologischen Reifungsprozess.

Ein nicht-nativistischer Sprachwissenschaftler, der sich vergegenwärtigt, dass nicht nur die Orthographie, sondern auch die Grammatik einer ihn (unter gewissen idealisierenden Homogenitätsannahmen) interessierenden Standardsprache von normierenden Zugriffen und Prägungen mitbestimmt ist, wird einen solchen grundsätzlichen Unterschied mit weniger Gewissheit unterstellen.

## IX.

Tatsächlich ist z.B. die deutsche Orthographie in weiten Bereichen viel weniger willkürlich und arbiträr als man annehmen könnte und oft tatsächlich angenommen wird.

Ich betrachte als Beispiel die Schreibung der Silben:

(7) (a) /ʃe:l/ (b) /ʃte:t/ und (c) /ʃti:l/

Sie bilden (in der Hauptsache) die folgenden Wörter:

*scheel*      *Scheel*   *stet*      *steht*   *Stiel*   *Stil*      *stiehl*

Man nimmt nun an, dass in einer alphabetischen Schrift, wie sie der deutschen Orthographie zugrunde liegt, ein basales *phonographisches Prinzip* die Korrespondenz von Graphemen und Phonemen regelt. Danach ordnet man z.B. den Phonemen /ʃ/, /t/, /l/, /e:/ und /i:/ in dieser Reihenfolge die Grapheme <sch>, <t>, <l>, <e> und <ie> zu.

Man erhält durch einfache Verkettung zunächst die Schreibungen<sup>11</sup>

<sup>11</sup> Ich verwende spitze Klammern (im Kontrast zu Schrägstrichen, zwischen denen Phonemfolgen stehen) für Graphemfolgen. Ein vorangestellter Stern heißt „orthographisch ausgeschlossen“.

- (8) (a) <sup>+</sup><schel> (b)\*<schtet> (c)\*<schtiel>

Die zusätzliche Einschränkung, dass <sch> im Silbenanlaut vor <t> und <p> grundsätzlich als <s> realisiert wird, führt zu

- (9) (a) <sup>+</sup><schel> (b) <stet> (c) <sup>+</sup><stiel>

Betrachtet man nun im Rahmen des sogenannten *silbischen Prinzips* den Aufbau der drei Silben in (7), so sieht man, dass in (a) und (c) – nicht aber in (b) – dem langen, betonten Vokal des Silbengipfels ein einzelner Sonorant (Nasal oder Liquid) als Silbenkoda folgt. In einem solchen phonotaktischen Kontext ist es in der deutschen Orthographie regelhaft erlaubt (wenn auch nicht geboten), die Länge des Vokals ausdrücklich zu markieren – sofern sie nicht schon durch das phonographisch ausgewählte Graphem selbst eindeutig angezeigt ist. Dies ist hier bei (a) der Fall, nicht aber bei (c), denn <ie> steht (bis auf ganz wenige Ausnahmen) regelhaft für das lange /i:/, während <e> regelhaft auch für andere (kurze) Phoneme (/ɛ/ und /ə/) stehen kann.

Zur ausdrücklichen Markierung der Länge von /e:/ gibt es im Deutschen das sogenannte Dehnungs-*h* und die Geminat. Damit erhalten wir die folgenden möglichen Schreibungen der drei Silben

- (10) (a) <sup>+</sup><schel>  
<sup>+</sup><schehl>  
<scheel> (b) <stet> (c) <sup>+</sup><stiel>

Man beachte: Für (b) oder (c) stehen nach den bisher betrachteten Prinzipien weder Dehnungs-*h* noch Geminat zur Verfügung, denn der Konsonant in der Silbenkoda von (b) ist kein Sonorant (sondern der Verschlusslaut /t/) und das Vokalgraphem <ie> in (c) markiert Länge schon von sich aus.

Weitere mögliche Schreibungen lassen sich herleiten, wenn das sogenannte *morphologische Prinzip* berücksichtigt wird.

So kann etwa (b) morphologisch aus dem Stammmorphem /ʃte:/ und der Flexionsendung /t/ kombiniert sein. Als Verbalstamm ist /ʃte:/ aber auch z.B. mit der Infinitivendung /ən/ kombinierbar, in welchem Fall eine Silbe, die mit einem betonten Vokal endet, und eine Silbe, die mit einem unbetonten Vokal beginnt, zusammentreffen. In solchen Kontexten sieht das *silbische Prinzip* in der deutschen Orthographie die Einfügung eines (stummen) *hs* zur Silbentrennung vor; und es ist dieses *h* (nicht das Dehnungs-*h* [!]), das sich nach dem morphologischen Prinzip auf die Schreibung der Verbform *steht* vererbt.

Was (c) anbelangt, so lässt sich morphologisch ein Bezug zum Stamm des Verbes *stehlen* ausmachen, der aus einer Silbe besteht (nämlich /ʃte:l/) mit einer phonotaktischen Struktur, die – wie oben dargestellt – die Einführung des Dehnungs-*hs* lizenziert. Mit dem morphologischen Prinzip vererbt sich dann dieses *h* (nicht das *h* zur Silbentrennung [!]) auf die Imperativform (c).

---

sen“, ein Kreuz „orthographisch möglich, aber unbelegt“. Orthographisch belegte Formen bleiben unmarkiert.

Wir erhalten also die folgenden möglichen Schreibungen

- |      |                          |            |                          |
|------|--------------------------|------------|--------------------------|
| (11) | (a) <sup>+</sup> <schel> | (b) <stet> | (c) <sup>+</sup> <stiel> |
|      | <sup>+</sup> <schehl>    | <steht>    | <stiehl>                 |
|      | <scheel>                 |            |                          |

Berücksichtigt man nun noch, dass die deutsche Orthographie in Rahmen des *grammatischen Prinzips* auch kategoriale Information repräsentiert, indem Namen, Substantive und Substantivierungen initial groß geschrieben werden, so erhält man insgesamt 14 mögliche graphematische Formen der drei betrachteten Silben, von denen zumindest 9 tatsächlich belegt sind.<sup>12</sup> Möglich, aber nicht belegt sind außerhalb des Bereichs von Eigennamen nur 3 Formen.

- |      |                          |            |                          |
|------|--------------------------|------------|--------------------------|
| (12) | (a) <sup>+</sup> <schel> | (b) <stet> | (c) <sup>+</sup> <stiel> |
|      | <Schel>                  | <Stet>     | <Stiel>                  |
|      | <sup>+</sup> <schehl>    | <steht>    | <stiehl>                 |
|      | <Schehl>                 | <Steht>    | <Stiehl>                 |
|      | <scheel>                 |            |                          |
|      | <Scheel>                 |            |                          |

Diese kleine Studie soll veranschaulichen, dass im Bereich der deutschen Orthographie keineswegs die reine Willkür waltet, sondern, dass es über den Bereich der tatsächlich belegten hinaus mögliche Schreibungen gibt, die – wie die belegten auch – durch orthographische Prinzipien lizenziert sind.

Freilich ist darauf hinzuweisen, dass nach allem hier Gesagten das Substantiv *Stil* unlizenziert bleibt. Man könnte seine Orthographie dem Charakter des Wortes als nicht-nativ (vgl. *subtil* und *senil*) zuschreiben oder sie (evtl. zusätzlich) als Kontrastschreibung zu *Stiel* erklären (siehe auch *Lid* vs. *Lied*).

Deutlich werden soll an dieser Stelle aber nur, dass sich selbst in einem Bereich, der als Resultat einer von historischen und sozialen Kontingenzen sowie von sprachpolitischen Kompromissen geprägten Entwicklung anzusehen ist, linguistische Regelmäßigkeit und Prinzipienbasiertheit ausmachen lassen, die die sprachliche Praxis des Recht Schreibens bestimmen.

Prinzipien wie die hier dargestellten sind es im Übrigen, die normativen Darstellungen der deutschen Orthographie schon in der Tradition zugrunde lagen.<sup>13</sup> Und linguisti-

<sup>12</sup> Die Schreibung von Eigennamen steht sicher unter besonderen Bedingungen: *Scheel* ist ein Eigenname, für den sich in den Telefonbüchern der Bundesrepublik ([http:// www.telefonbuch.de](http://www.telefonbuch.de)) mehr Belege finden, als das Suchprogramm auflisten kann. Das unabhängig als Substantiv belegte *Stiel* kommt 602 mal als Eigenname vor. Für das erwartbare *Schehl* finden sich 210 Belege, für *Schel* 80, für *Stet* bemerkenswerterweise nur 2 (wovon sogar eines noch ein Firmenakronym ist). Die Schreibungen *steht*, *stieht* und *stiehl* sind nur als flektierte Verbformen lizenziert, die nicht substantiviert werden können. Sie sind damit nicht umstandslos als Eigennamen zu erwarten. Entsprechend ist *Stieht* bundesweit in den Telefonbüchern nicht belegt. *Steht* allerdings immerhin 41 mal, und *Stiehl* häufiger als auflistbar.

<sup>13</sup> Etwa: Valentin Ickelsamer [um 1534]. In: *Die rechte weis aufs kürzist lesen zu lernen. Ain Teütsche Grammatica*. Hsg. v. K. Pohl. Stuttgart o.J. und Johann Christoph Adelung [1788]:

sche Prinzipien sind es, die sprachwissenschaftliche Vorschläge zur Orthographiereform (inklusive der jüngsten von 1996/98) normativ angeleitet haben. Dass dabei neben linguistischen auch noch andere Gesichtspunkte eine Rolle spielen (pädagogisch-didaktische, ökonomische, bildungspolitisch-soziale, u.a.m.),<sup>14</sup> braucht keineswegs in Abrede gestellt zu werden.

## X.

Wenn sich (wie etwa im Falle des Deutschen) das orthographische System durch ein linguistisches Prinzipiensystem darstellen lässt, stellt sich natürlich die Frage, ob der Erwerb der Orthographie nicht im Wesentlichen gerade in der Internalisierung dieses Prinzipiensystems besteht.

Nun hat die lernpsychologische, pädagogische und sprachdidaktische Forschung der letzten Jahre in der Tat herausgearbeitet, dass das Lernen der Rechtschreibung nicht in der Aneignung von Einzelschreibungen, der Speicherung von Wortbildern, bloßer Listen von Lernwörtern oder dergleichen besteht, sondern stark von innerer Regelbildung geprägt ist.<sup>15</sup>

Rechtschreiblernen scheint sich zudem in Phasen zu vollziehen, die von der Kritzelschrift, über Pseudowörter, logographische und Segmentschreibungen hin zur phonetischen Aneignung und zur Berücksichtigung von phonematischen, silbischen und morphologischen Strukturen führen, um schließlich in zunehmend automatisierte Routinen zu münden. Dabei lösen diese Phasen einander nicht jeweils vollständig ab, sondern führen zu einer Akkumulation von Strategien, wobei – etwa durch Übergeneralisierung – auch scheinbare Rückfälle auf schon überwunden Geglaubtes möglich sind.

Zwei Punkte verdienen m.E. im Zusammenhang der Überlegungen hier besondere Beachtung<sup>16</sup>: Zum *einen* kombinieren die Lerner ein gewissermaßen lexikalisches Verfahren, bei dem Merkmale der Schreibung gleichsam als Annotationen bereits gespeicherten Wörtern beigelegt werden (Achtung: *und* bitte hinten mit *d!*) mit einem Verfahren der Anwendung von Regeln: Wenn ein /t/ am Ende eines Wortes durch Anfügung einer Endung in ein /d/ verwandelt werden kann, wird das Wort hinten mit <d> geschrieben (also: *Hund*, wg. /<sup>h</sup>unt/ vs. /<sup>h</sup>un.də/), sonst wird es hinten mit <t> geschrieben. Diese Strategien können freilich auch miteinander in Konflikt geraten (*und* oder

---

*Vollständige Anweisung zur deutschen Orthographie, nebst einem kleinen Wörterbuche für die Aussprache, Orthographie, Biegung und Ableitung.* Leipzig

<sup>14</sup> Hierzu: „Begriff, Ziele und Bestimmungsfaktoren einer Orthographiereform“. In: Dieter Neri (Hrsg.) (2000): *Deutsche Orthographie*. 3., neu bearbeitete Auflage. Mannheim: Dudenverlag, S. 365-370.

<sup>15</sup> Vgl. Gerheid Scheerer-Neumann (1998): „Schrifterwerb: 'The state of the art' aus psychologischer Sicht“. In: G. Huber et al. (Hrsg.) *Einblicke in den Schriftspracherwerb*, Braunschweig, S. 31-46

<sup>16</sup> Hierzu insbesondere: Günther Thomé (1999): *Orthographierwerb*, Frankfurt a.M.: Peter Lang; Erika Brinkmann (1996): *Rechtschreibgeschichten*, Bremen.



unt?) – Zum *anderen* sind die Lernwege der Kinder hin zur automatisierten Rechtschreibung sehr variable und individuell. Ein Problem, das das eine Kind lexikalisch löst, wird vom anderen vielleicht durch Regelanwendung bewältigt und umgekehrt. Am Ende gelangen sie – im glücklichen Falle – zu denselben routinisierten Fertigkeiten.

Das aber heißt: Die linguistische Strukturierung des Feldes der Orthographie prägt dem empirischen Erwerb von Orthographie seine Struktur gerade nicht auf. Sie lässt vielmehr Raum für unterschiedliche Lernwege.

Die linguistische Struktur ist das eine, der lernpsychologische Prozess ihrer Aneignung ein anderes.

Ein Resultat wie dieses könnte auch Sprachforscher, die kurzerhand von der Übereinstimmung von linguistischen Prinzipien und genetischer Vorprägungen des Spracherwerbsmechanismus ausgehen und linguistische Strukturen wie selbstverständlich mit kognitiven identifizieren, ein wenig stutzen machen.